

Tägliche Omaha Tribune

THURSDAY PUBLISHING CO.—VAL J. PETER, President.
1311 Howard Str. Telephone: TYLER 340. Omaha, Nebraska.
Des Moines, Ia., Branch Office: 407-6th Ave.
Preis des Tagesblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr \$5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: Bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr \$1.50.
Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.
Omaha, Neb., Mittwoch, den 19. Dezember 1917.

Das Lohnproblem in den Ver. Staaten.

Das Oberbundesgericht hat dieser Tage eine bedeutsame Entscheidung gefällt, welche den Bestand der Arbeiter-Unionen aufs Tiefste berührt. Die Richter sind wie folgt: Die Hitchman Coal and Coke Co. von West-Virginia ist von ihren Betrieben alle Arbeiter aus, die der Kohlenarbeiter-Union angehören. Daraufhin bemühte sich die Union, die Arbeiter in dem Betriebe auf ihre Seite hindüberzubringen, resp. das Verbot zu umgehen. Die Kohlenarbeiter erwirkte einen Einhaltsbefehl gegen dieses Vermögen, und das Oberbundesgericht hat diesen Einhaltsbefehl aufrechterhalten. In der Begründung wird gesagt: Das ein Streik, der mit friedlichen Mitteln geführt wird, nicht deswegen ein gesetzlicher Streik sei. In dem vorliegenden Falle sei der Streik, obwohl friedlich geführt, ungesetzlich, weil die Firma vor die Wahl gestellt wird, entweder ihren Betrieb zu unionisieren oder einen sie finanziell schwer gefährdenden Streik zu genehmigen. In dieser Drohung liegt die ungesetzliche Handlung, denn die Firma habe das gesetzliche Recht, einen nicht-unionistischen Betrieb zu führen.

Die Folgen dieser Entscheidung liegen auf der Hand. Jede Firma hat das Recht, die Unions aus ihrem Betriebe auszuschließen, und jeder Streik, der die Unionisierung herbeiführen will, ist ungesetzlich. Damit ist der Untergrund der Unions beseitigt, da ohne Frage die meisten unionistischen Betriebsbesitzer eine nicht-unionistische Werftstätte einer unionistischen Vorziehen.

Damit stehen wir in den Ver. Staaten vor der Frage, ob die Unions nötig sind, um soziale Gerechtigkeit zu sichern, und ob sie eine den Frieden und die Ordnung des Staates vererbende Einrichtung oder das Gegenteil sind. Diese Frage wird natürlich vom persönlichen Standpunkt aus beantwortet. Die Unions sagen, daß die Arbeiter ohne Unions keinen Schutz und keine Gerechtigkeit finden können. Der einzelne Arbeiter sei wirtschaftlich zu schwach, um gerechte Forderungen durchsetzen zu können; er vermag das nur, wenn der Lohnvertrag von einer Union, von allen Arbeitern einer Branche, abgeschlossen wird. Ebenso machen die Unions geltend, daß sie allein imstande sind, der Industrie eine ungestörte Betriebsmöglichkeit zu sichern, da sie Lohnverträge auf längere Dauer abschließen, so daß die Industrie mit dem wichtigen Rohstoff, der zum Zeitpunkt bestimmt für die Warenpreise ist, mit Sicherheit zu rechnen vermag.

Die Betriebsbesitzer berufen sich darauf, daß die Unions ihre Forderungen aufs Unvernünftige steigern, daß sie sich in den Geschäftsbetrieb einmischen, und daß sie auch sehr häufig ihre Verträge nicht halten. Damit stehen sie, wie man sieht, die Unions sehr schroff gegenüber, und die Entscheidung unseres obersten Gerichtshofes wird dieses Widerstand im Laufe der Zeit beständig verstärken, da vorauszuversagen ist, daß die Entfernung der Unions aus den Betrieben beständig vor sich gehen wird. Man kann daher früher oder später einer weitgehenden Störung des industriellen Betriebes und der öffentlichen Ruhe entgegensehen, da die Arbeiter schwerlich willens sein dürften, in dem hilflosen Zustande zu verbleiben, in welchen sie die gerichtliche Entscheidung versetzt.

Demnach wird es, meint das Cincinnati Volksblatt, wohl nötig sein, daß von Staatswegen eine Neuordnung der Beziehungen zwischen Arbeit und Kapital angebahnt wird. Ein Beispiel hierfür liefern die australischen Staaten. In diesen ist die Zugehörigkeit aller Arbeiter zu Unions gesetzlich vorgeschrieben, aber dafür sind auch die Gewalten der Unions gesetzlichen Beschränkungen unterworfen, speziell wird das Streikrecht bedeutend eingegrenzt. Ein Streik kann nicht erklärt werden, da eine schiedsgerichtliche Schlichtung vorgezogen ist. D. h. die Juugungs-Schiedsgerichte, gegen welche unsere Unions sich so entschieden wehren, sind gesetzliche Vorschriften. Wir glauben, daß ein solches System auch in unserem Lande eingeführt werden müßte, wie wir auch der Ansicht sind, daß auf diesem Wege Gerechtigkeit für beide Seiten zu erlangen sein wird. Benignus spricht die Meinung dafür. Unter den jetzigen Verhältnissen ist die Feststellung der Löhne und Arbeitsbedingungen eine Gewaltdrohung. Die Arbeiter versuchen möglichst viel zu erlangen, die Arbeitgeber möglichst wenig zu bieten. Der Sieg verbleibt der Seite, die es am längsten aushalten kann, und das hängt von den jeweiligen Verhältnissen ab. Ist die Geschäftslage günstig, dann drängen die Arbeiter durch, und umgekehrt ist die Arbeitgeber. Das ist eine Lösung wichtiger wirtschaftlicher Probleme durch das Faustrecht, anstelle der wissenschaftlichen Prinzipien, und ein solches System kann weder für die Parteien, noch für das Publikum befriedigend sein. Ohne Frage läßt sich eine Lösung finden. Es gibt genug Anhaltspunkte, um die richtige Lohnhöhe festzustellen. Es sind das die Summen, die notwendig sind, um den Arbeitern eine zivilisierten Ansprüchen entsprechende Lebenshaltung zu sichern, und eine weitere Summe, die Erparnisse gegen Arbeitslosigkeit und Arbeitsunfähigkeit liefert. Ist diese Summe gefunden, dann muß sie bezahlt werden. Was der Betrag der für Erparnisse nötigen Summe betrifft, so muß er der Staatskasse zugewandt werden, die den Sparzwang vorgeschrieben. Uns scheint diese Lösung die allein richtige. Man kann und soll dem Arbeiter nicht weniger geben, als er zum Leben braucht, und man soll von dem Arbeitgeber nicht mehr als den gerechten Lohn verlangen. Die Theorie, daß die Arbeiter berechtigt sind, einen Anteil an dem Gewinn des Betriebes über die berechnete Lohnhöhe hinaus zu fordern, ist unannehmbar, weil der Arbeiter nicht den Verlust des Betriebes erfährt. Der gerechte Lohn ist die allein berechnete Forderung des Arbeiters. Wird diese ihm vom Staate durch Schiedsgericht zugesichert, dann ist er nicht mehr der Willkür des Arbeitgebers ausgeliefert, wie auch letzterer vor der Willkür der Arbeiter geschützt wird, wenn er den gerechten Lohn zahlt. Damit wird allein das neue Problem gelöst werden können, welches durch die Entscheidung des Oberbundesgerichtes geschaffen worden ist, die zu bedenklichen Zuständen führen muß, wenn das Problem nicht die geeignete Lösung findet.

Das Wachstum einheimischer Industrien.

Das Handelsbureau in Washington hat eine Erklärung erlassen, daß innerhalb des verhältnismäßig kurzen Zeitraumes von drei Jahren unser Land keine Anzeichen derartiger Entwicklung hat, daß es nicht nur den einheimischen Bedarf decken, sondern sogar noch exportieren kann. Der Export von Anilinfarben hat in diesen Jahren bereits eine Höhe von 4,693,756 Dollars erreicht; das ist doppelt so viel, als vor dem Jahre 1914 hier überhaupt hergestellt wurde. In den ersten drei Monaten dieses Jahres sind bereits Farben im Werte von nahezu zwei Millionen Dollars an einundzwanzig auswärtige Länder exportiert worden.

Es wird nun allerdings von sachverständiger Seite, speziell von Vertretern der Anilinindustrie behauptet, daß das amerikanische Produkt bezüglich der Qualität hinter den deutschen Farben, die bis vor drei Jahren den Weltmarkt vollständig beherrschten, noch zurückstehe. Besonders die eminent feinen Schattierungen können hier noch nicht hergestellt werden, da sie zum Teil Geheimnisse der deutschen Farbwerke sind. Es kann indessen, nach den Fortschritten, die unser Land auf diesem Gebiete gemacht hat, zu schließen, nur eine Frage kurzer Zeit sein, bis auch in dieser Beziehung Gleichwertiges geleistet werden kann.

Man denke mir an die ersten Versuche, die vor etwa zwei Jahren mit „artificial“ Farben in diesem Lande gemacht wurden. Der Versuch, unter Vorbehalten mit diesen Farben zu erzielen, war ein jämmerliches Mißgeschick, da die Farben nicht hielten, sondern abfielen. Heute ist man bereits dahin gelangt, nötig dauerhafte Farben herzustellen, und zwar in der bestmöglichen Schattierungen, wenn auch vielleicht noch nicht in der Reife der deutschen Produkte.

In kommerzieller Hinsicht ist diese neue amerikanische Industrie von größter Bedeutung. Die immensen Reichthümer, die Deutschland aus dem Weltmarkt gezogen hat, rufen zum großen Teile daher, daß die von Deutschland exportierten Industrieprodukte riesige Profite brachten. Es war nicht so sehr die Quantität als die Qualität des deutschen Exports, die ihm eine führende Stellung im Weltmarkt gaben, und von diesen Ertragsartikeln waren die Erzeugnisse der chemischen Industrie und in Verbindung damit die der Farbenindustrie die lukrativsten. Millionen und Abermillionen hat Amerika bis vor drei Jahren an

Deutschland für Farben bezahlt. Diese Millionen werden fortan im Lande bleiben und durch den Export von Farben sogar noch vermehrt werden, vorausgesetzt, daß unsere Exporteure den ausländischen Markt, der ihnen jetzt zugestiegen ist, zu halten verstehen.

Unser Land ist hinsichtlich nahezu aller Rohstoffe, mit Ausnahme vielleicht von Stahl, vom Auslande unabhängig, und die Versuche, Stahl hier zu gewinnen, werden mit Eifer, wenn auch bis jetzt mit geringem Erfolge, fortgesetzt. Wenn diese Rohstoffe bisher nicht so ausgenutzt worden sind, wie sie hätten ausgenutzt werden können, so waren wohl zum Teil Bequemlichkeit und zum Teil die höheren Löhne, die hier gezahlt wurden, daran schuld. Wir werden aber nach dem Friedensschluß völlig veränderten Verhältnissen gegenüberstehen, und die amerikanische Industrie wird oder sollte vielmehr in lebhaften Wettbewerb auf allen Gebieten in den Weltbühnen eintreten, und je mehr sie sich auf die eigenen Hilfsquellen stützt, desto erfolgreicher wird sie in diesem Wettstreit sein. Die Wege sind jetzt gebahnt und der Anfang gemacht, ein großer Teil des südamerikanischen Handels ist uns zugewandten und wir können ihn behalten, wenn wir der Konkurrenz erfolgreich begegnen können.

Beiträge zur Unterstützung einer deutschen Frau!

Seit unserm letzten Bericht über den Fonds zur Unterstützung der 82-jährigen Frau Ida M. Appel in einem Altenheim, sind folgende Beiträge eingelaufen:

Fräulein Ebert, Unterwood, ...	\$261.75
Bei Frau Mary Cornad
weiter eingegangen:	...
John Weber, Elmwood, ...	2.00
Nam Schmecke, Bloomington, Neb., ...	2.00
Greifen Bros., Columbus, Neb., ...	2.00
Frau Dr. Kaufmeier, ...	1.00
Sterling, Neb., ...	1.00
In der Tribüne eingegangen:	...
August Ebert, Unterwood, ...	1.00
John Weber, Elmwood, ...	1.00
S. C. Wirth, Omaha, ...	1.00
John Ebert, Omaha, ...	1.00
Ein Freund und Leser der Tribüne aus ...	2.00
Frau Chas. Hoas, Omaha, ...	5.00
Ein Freund der Tribüne aus Council Bluffs, ...	1.00

Zusammen: ... \$279.75

Frau Haas schreibt der Tribüne in hochherziger Weise: „Es tut mir leid, daß ich es nicht \$50 machen kann.“

Da Herr Rev. Joseph Auefing aufnehmend aus den Berichten gelesen, daß die nötige Summe von \$500 nur schwerlich angebracht werden kann, um die alte Frau in dem Omaha Altenheim unterzubringen, hat er sich entschlossen, Frau Appel für die Summe von \$450 in das St. Josephs Altenheim in West Point, Neb., aufzunehmen. Frau Appel hat dies Anerbieten angenommen und wird bereits in den nächsten Tagen in das Heim überföhren.

Monsignore Auefing schrieb vor kurzem:

Mein lieber Herr Peter!

Wenn die Frau Cornad die Summe von \$500.00 nicht aufbringen kann für die Frau Appel, wäre ich nicht abgeneigt, die alte Frau in unser Altenheim aufzunehmen für weniger als \$500. Ich würde mich \$450 zufrieden sein. Also, veranlassen Sie das Nähere.

Mit Gruß, Ihr Joseph Auefing, Director St. Joseph Heim.

Als Monsignore Auefing mitteilte wurde, daß Frau Appel keine Katholikin sei, schrieb er in seiner hochherzigen Weise das folgende:

West Point, Neb., 18. Dez. '17.

Mein L. Herr Peter!

In aller Eile heute früh: Lassen Sie die Frau sofort kommen; nichts gegen ihre Siebenjahren, wie Federst, etc. Es macht gar keinen Unterschied hier, ob katholisch oder sonst etwas; alle Einwohner sind meine und der Schwägerin (alte) Kinder, die wir vorziehen. Dank Ihnen und der Frau Cornad, daß die Frau endlich versorgt wird. Schön ist es nicht, daß so bitter wenige Deutsche sich in dieser Weihnachts-Gezeit finden, willig der armen Frau zu helfen. Lassen Sie die Frau sofort kommen.

Mit Gruß, Ihr Joseph Auefing.

Frau Appel hat sich darauf entschlossen, das St. Josephs Altenheim in West Point zu beziehen.

Es fehlt noch immer ein Teil der nötigen Summe und wir bitten deshalb alle wohlthätig gesinnten Leser der Tribüne, eine kleine Weihnachtsgabe für den edlen Zweck zu stiften.

Frau sende das Geld entweder an Frau Mary Cornad oder an die Omaha Tribune.

Frau Mary Cornad, 1951 St. Mary's Ave., Omaha, Neb.

Omaha Tribune, 1311 Howard Straße, Omaha.

Weber alle Beiträge wird, wie bisher, quittiert.

Das Pferd.

Von Hesse Beterissem.

Ich möchte an der Peripherie der Stadt, in einem verhältnismäßig modernen Haus mit elektrischem Licht, das auch Nachts brennt, wenn man es anzubrennen vergißt.

Unter meinen Fenstern führt die Straße entlang, und jenseits dieser Straße liegt eine kleine, eingezäunte Wiese.

Jetzt ist es Sommer. Die Wiese liegt grün und schön da. Jeden Morgen sehe ich sie an und freue mich, daß sie kein vierfüßiges Haus ist. Da geschieht eines Tages etwas. Ein Pferd springt auf der Wiese umher: Ein braunes, schönes, junges, fröhliches Pferd. Es springt umher, weidet das Gras ab und wedelt mit dem Schwanz vor lauter Freude — denn die Fliegen sind noch nicht so schlimm.

Alle sehen wie das Pferd von unseren Fenstern, und wir sprechen nur von ihm. Die Kinder laufen auf die Straße, hängen sich an den Zaun und wundern sich, wo es hergekommen ist, aber niemand weiß es.

Die Jungen sprechen von ihm auf den Treppen, und in den Gassen hört man: „So ein hübsches Pferd! Es sieht wie ein Reispferd aus!“

Aber die Jungen sind am meisten interessiert. Ob man wagen kann, ihm näher zu kommen? Und es zu streicheln? Es könnte beißen. Das, der No. 35 wohnt, erklert schließlich eines Tages mit einem harten Brokkant, den er ihm gibt. Das Pferd nimmt ihn, und schon ist es aller Freund. Aber dann ...

Ich komme eines Mittags nach Hause, wie immer. Und da sehe ich eine kleine Versammlung unten auf der Wiese.

Jemand etwas ist passiert. Auf der Straße steht der Schuster und redet mit dem Glaser. Ich habe sie nie vorher draußen gesehen.

„Was ist geschehen? Was ist los?“

„Denken Sie bloß, da ist ein Akerl, der das Pferd stehlen will! Vor einer halben Stunde ist er gekommen und gleich durch den Zaun gegangen und wollte das Pferd mitnehmen. Aber es waren Leute da und nun sehten sie sich auseinander.“

„Solo“, sagte ich und ging hinauf. Ich lehnte mich ans Fenster und beobachtete die kleine Gruppe, die da unten verhandelt. Dann sagte ich zu meiner Frau: „Wenn gehört eigentlich das Pferd?“

Meine Frau erwiderte: „Ich glaube, daß weiß niemand.“

„Es ist jemand da, der es holen will.“ — „Das ist ja gemein!“ — „Wahrscheinlich gehört es ihm.“ — „I be-wooh!“

Ich stand plötzlich auf. Mir war eine der besten Ideen gekommen, die ich je gehabt habe. Ich nahm meinen Hut und ging ruhig und gelassen nach der Wiese hinunter.

Da stand ein großer, vierfüßiger Mann, der wie ein Bauer ausah, und hielt das Pferd an der Mähne. Er sah hochgradig verärgert aus und ich hätte ihn fagen:

„Soll ich mir mein eigenes Pferd nicht holen dürfen? Bist du gefälligst durch?“

„Sie wollen das Pferd stehlen, ganz einfach!“ sagte Herr Johnson, der Geschäftsführer der Bondenfabrik.

„Es ist mein Pferd! Ich habe es vorige Woche auf dem Markt gekauft“, erwiderte der Mann.

„Das sollen Sie erst beweisen!“ sagte jemand in der Gruppe und alle lachten.

Jetzt trat ich geradewegs auf den zu, der behauptete, daß das Pferd ihm gehöre, sah ihm schärfer ins Gesicht und sagte: „Sind Sie toll, Mensch, wollen Sie mir mein Pferd wegnehmen?“

Der Mann ließ die Mähne des Pferdes los, der Arm fiel ihm schlaff herunter und er sah mich mit ungeheurer großen, erschauten Augen an. In die Gruppe kam Bewegung und die Leute sagten halbhart:

„Das ist sein Pferd! Das hätten wir uns gleich fagen können!“

Der Mann, der versucht hatte, das Pferd zu stehlen, begann zu grinsen und sagte: „Einen so gelungenen Coup habe ich lange nicht erlebt!“

Er wollte das Pferd wieder anheften, als mein Portier hervortrat, ihm die Faust unter die Nase hielt und sagte: „Nach, daß du fortkommst, du Gauner! Du Erzbehalter! Du hast ja gehört, daß das Pferd dem Schriftsteller gehört! Schämst du dich nicht?“

Der Mann wurde plötzlich ernst, tat einen Schritt auf mich zu und sagte:

„Sagen Sie noch einmal, daß das Ihr Pferd ist!“

„So oft Sie wollen“, sagte ich. „Ich habe es gekauft, um es Morgens zu reiten. In der nächsten Woche kommt es in den Detierhall.“

Eigentlich müßte man einen Schuhmann holen“, sagte jemand.

„Ich was, laßt ihn diesmal laufen“, antwortete ein anderer.

Der Mann sah uns an, einen nach dem anderen, mich am längsten, und dann ging er ganz plötzlich. Ich freudelte das Pferd auf der Nase und tat, als gäbe ich ihm ein Stück Zucker.

Darauf nahm ich vor den Anwesenden freundlich den Hut ab und ging nach Haus. Die Gruppe zerstreute sich schweigend.

Ich hatte Mittag gegessen und Kaffee getrunken, und dann legte ich mich auf mein Sofa, quälte an die Decke und wartete. Die Abendzeitungen kamen, ich las sie ruhig und dann schlief ich ein.

Ich erwachte davon, daß das Stubenmädchen an die Tür klopfte und sagte:

„Ein Mann steht draußen. Er möchte mit —“

„Lassen Sie ihn hereinkommen!“

Ich blieb auf dem Rücken liegen, ruhig und gelassen. Es war der Mann mit dem Pferd. Er blieb an der Tür stehen. Ich sagte freundlich: „Bitte, nehmen Sie Platz!“

Er setzte sich und wir sahen uns an. Dann sagte er:

„Das war ein feines Ding, das Sie da unten mit dem Pferd gedreht haben.“

„Sie müssen sich deutlich ausdrücken“, sagte ich.

„Er erhob sich heftig und rief hervor: „Das ist mein Pferd!“

„Bitte, lassen Sie sich ruhig reden.“

„Sie sagen, daß es Ihr Pferd ist. Und ich behaupte, daß es meins ist. Können Sie mir einen Kaufvertrag zeigen?“

„Nein“, sagte der Mann, „ich habe es bar bezahlt und habe mir keine Quittung geben lassen. Aber können Sie mir einen zeigen?“

„Das wäre möglich“, sagte ich, „aber ich brauche es nicht. Niemand zweifelt daran, daß das Pferd mir gehört.“ — „Doch, ich!“

„Ja, Sie sind bisher der einzige und es tut mir leid, daß das der Fall ist. Es ist ein hübsches Tier und es ist schade, daß es feindeltwegen zu Differenzen kommen soll.“

Der Mann sah schweigend da. Ich nahm eine Zeitung. Einige Minuten verstrichen, dann sagte er:

„Wollen Sie mit das Pferd verkaufen?“

„Nichts ist unüberkündlich“, sagte ich. „Wenigstens wollen Sie gehen?“

Er schneitel wieder in die Höhe und schrie: „Das geht zu weit! Soll ich mein eigenes Pferd verkaufen?“

„Sie wollen es ja haben“, sagte ich. „Er holte seine Brieftasche hervor.“

„Was kostet es?“

„Es ist billig“, sagte ich. „Sie bekommen es für zweihundert Kronen. Sie machen ein gutes Geschäft. Ein so hübsches Pferd findet man nicht jeden Tag. Zweihundert bar!“

Ich erhob mich vom Sofa, der Mann zählte zwei blaue Scheine auf und legte sie ohne ein Wort auf den Schreibtisch. Ich stellte sie in die Tasche, während er mit Hart in die Augen sah und sagte:

„Wollen Sie mir eine Quittung geben?“

„Das ist nicht nötig zwischen uns“, sagte ich. „Sie können sich das Pferd holen.“

„Es sah eben nicht danach aus, da unten!“

„Beruhigen Sie sich!“

Und ich schrieb auf einen Zettel: Ich habe nichts dagegen, daß das Pferd weggeführt wird. Unterschieben und gab dem Mann den Zettel. Er las ihn, lächelte und sagte: „Sie sind wirklich der gerissenste Mensch, der mir je vorgekommen ist!“

„Ich weiß“, sagte ich, „wenn wieder einmal etwas mit Pferden zu machen sein sollte, dann werde ich mich melden.“

Er nickte mehrmals mit dem Kopf, dann ging er. Durch das Fenster sah ich ihn nach der Wiese gehen und das Pferd fortzuführen.

Eine Nacht derging und Morgens bekam ich einen Brief, der lautete:

„Herr Compagnon! Wir haben gestern ein gutes Geschäft gemacht, Sie und ich. Das Pferd gehörte weder Ihnen, noch mir. Ich habe nie ein so schönes Exemplar so billig gekauft. Ich bekomme sicher tausend Kronen dafür. Wenn Sie nicht gekommen wären und sich nicht in die Sache gemischt hätten, dann hätte ich es ja umsonst gehabt. Ich habe lange noch den Gaul geangelt. Besten Dank jedenfalls.“

Wenn Sie wieder einen Coup im Auge haben sollten, dann denken Sie an mich. Gute Prostitution.

A. Z.

Ich habe den Brief zu meinem Sammlungen gelegt. Ein Freund von mir beim Magistrat hat mir erzählt, daß das Pferd der Stadt gehört. Mein Compagnon und ich können ruhig sein. Eine Behörde wie die Stadt erlaubt nichts davon, wenn es eine Kleinigkeit wie ein Pferd verschwindet.

— Ein Gleichgültiger A.: „Sie sind immer in heiterer Stimmung. Sorgen haben Sie wohl nicht?“

B.: „O ja — aber meine Sorgen machen mir keine Sorgen.“

The Space-Buyer Wants Results ---And Gets Them in the Tribune!

GATES HALF-SOLE TIRE

SERVICE STATION
2522 Farnam Street
OMAHA, NEB., December 15, 1917.

Tribune Publishing Company
1309-1311 Howard St.
Omaha, Neb.

DEAR SIRS:—
Find enclosed our check for the amount of \$15.12, which is to pay our account for the month of November. Kindly give us credit for same.

The direct results from what little advertising we have done in your Daily Tribune are very gratifying to us. Next spring we are planning on doing quite a little more, and will let you hear from us when we are ready.

Thanking you for all the courtesies your paper has extended to us, we are,


Very truly yours,
Gates Half-Sole Tire Service Station,
E. M. SHEPARD, Manager.

“Do Your Bit” to Aid Uncle Sam in Telephoning

The government is now using a great deal of telephone equipment for the training camps and has asked for many telephone men for the army signal corps. A large amount of long distance service is also being used to communicate with the supply depots and camps, and to link them more closely with each other and with Washington.

As the war continues, increased demands will be made upon the telephone industry by the government and by private commercial and industrial activity.

You can “do your bit” by asking only for telephone equipment you must have and by making only such local or long distance telephone calls as are absolutely necessary.



NEBRASKA TELEPHONE CO.

Reparaturen und Service für

Oefen, Heizer, Furnaces und Dampfkessele

Prempier Dienst—Wohler Dreile.
Werkstätten und Wasserleitungs-Berichtungen.

Omaha Stove Repair Works 1206-S Douglas Phone Tyler 20

An Official Endorsement Of the Need of the Foreign Language Press to America

“The great mass of our population of foreign origin NEVER COULD HAVE BEEN REACHED except for the manner in which the Foreign Language Press through their news, editorial and advertising columns gave space to the Liberty Loan,” says R. W. Woolley, Director of Publicity, in a public letter to the Press of the Country, June 18, 1917, speaking of the success of the Liberty Loan, the services of the Foreign Language Press and “the manner in which our Foreign Language Press fought for the success of the Liberty Loan every step of the way.”

“Of all Foreign Language Newspapers in Nebraska the “OMAHA DAILY TRIBUNE” has the largest circulation. It is the one foreign language paper that every advertiser will find worthy of consideration!”

MR. ADVERTISER:—Put the “OMAHA DAILY TRIBUNE” on your list, one of the biggest and best German language papers published in the United States, read by Americans of acknowledged purchasing power.

NOTE—No special preparations are necessary in using the “Omaha Daily Tribune”. We mortise electro-types, translate and reset your reading matter without extra charge.

OMAHA DAILY TRIBUNE

OMAHA, NEB.

Versicherung für Schutz allein, beschneidet die hohen Kosten der Lebensversicherung. Untersuch die Illinois Bankers Life ausschließliche Lebensversicherungs-Polize.

Jährliche Raten, Alter 40 Jahre, \$19.56
Schreibt für Ihre Altersrate.

C. A. WILSON, Staats-Agent

204 Neb. State Bank, Lincoln, Neb.

Agenten! — Wenn Sie eine Polize wünschen, die sich leicht verkaufen läßt und erfolgreich ist, dann schreibt uns.